

Aus der Praxis

Systemische Beratung von sogenannten Unterschichtfamilien

Peter Bündler

Zusammenfassung

Die beraterische oder therapeutische Arbeit mit sog. Unterschichtfamilien gilt nach wie vor als ein schwieriges Geschäft. In dem Beitrag werden Strukturen und Muster dieser Familien, ihre Besonderheiten und Stärken thematisiert. Zugangshinweise und in der Praxis gewonnene Ideen für eine hilfreiche eigene Haltung im Kontakt runden den Beitrag ab.

Summary

Systemic advice for so called underclass families

Working with so called underclass families in consultation or therapy is still regarded as a difficult process. The article deals with the structure and patterns of these families, their special features and strengths. It ends up with references for successfully approaching the families and suggestions for a useful self-protective style in contact with them.

1 Zur Terminologie

In dem Beitrag wird an der alten Bezeichnung „Unterschichtfamilie“ festgehalten. Dafür sind zwei Gründe maßgeblich. Zum einen ist dieser sehr wohl als problematisch gesehene Begriff etabliert. Als ein aus der Schichttheorie der Soziologie übernommener Begriff weist er auf eine Verortung der betroffenen Familien in eine sozial zugewiesene Stellung in der Gesellschaft hin, womit gleichzeitig auf psychosoziale Grundbedingungen hingewiesen ist, die mit den Schlagworten sozio-kulturelle Benachteiligung, Ressourceneinschränkungen, Armut und Randständigkeit umrissen werden können.

Zum anderen ist die Beibehaltung des alten Begriffs der Tatsache geschuldet, daß andere Begrifflichkeiten wie „Randgruppenfamilien“ (Güttges 1976;

Gerlicher 1977) oder neuere wie „sozial schwache Familien“ (Oelschlägel 1998), „Problemfamilien“ (Weins 1983;Goldbrunner 1989), „Multi-Problemfamilien“ (Clemenz u. Combe 1990; Conen 1996a) oder gar „Vernachlässigungsfamilien“ (Machann 1999) keinesfalls eine positivere Beschreibung liefern. Ebenso wie „Unterschichtfamilie“ ist auch all diesen anderen Begriffen eigen, daß ihre Konnotation negative oder stigmatisierende Assoziationen nahelegen.¹

Ich möchte hervorheben, daß ich den Begriff Unterschichtfamilie nicht in einem abwertenden Sinn gebrauche. In erster Linie ist damit hilfswise eine soziologische Zuordnung verbunden, die schlaglichtartig darüber Auskunft gibt, daß bei diesen Familien in der Regel folgende Faktoren festgestellt werden können: ungünstige sozioökonomische Verhältnisse, häufig schwankendes Einkommen, partielle bis chronische Abhängigkeit von staatlichen Transferleistungen, unzureichende schulische und berufliche Bildung, periodische bis chronische Verschuldung, ungünstige Wohnverhältnisse, Kinderreichtum(!), Krankheit und/oder Behinderung (vgl. Klocke u. Hurrelmann 1998; Hanesch 2000).

Mit Spangenberg (1984) bin ich der Auffassung, daß soziale Auffälligkeit, Krankheit und Leiden in sog. Unterschichtfamilien „eine Reaktion auf deren soziale und ökonomische Benachteiligung“ (S. 24) darstellen. Viele Erfahrungen zeigen jedoch, daß diese Benachteiligungen – unterstellt, die notwendigen Ressourcen sind gegeben – nicht von Professionellen wegorganisiert werden können. Eine menschengerechte Wohnung, ein sicherer Arbeitsplatz, förderliche Schulen und andere Unterstützungen sind notwendige Erfordernisse, damit sich die äußere Lebenssituation der Familien verändern kann. Sie sind aber allein noch nicht ausreichend, um die bekannten „subjektiven Schwierigkeiten“ zu überwinden: Angehörige von Unterschichtfamilien „klagen über körperliche Beschwerden, fühlen sich depressiv, mißtrauisch, können nie genug kriegen, streiten untereinander, prügeln sich, können überhaupt nicht miteinander reden, (...) vernachlässigen ihre Kinder, provozieren die Nachbarn. Vor allem halten sie keine Versprechungen ein, so daß gut gemeinte Angebote, die objektive Dimension ihres Problems wegzuorganisieren, an dem mangelnden good will dieser Familien zu scheitern droht“ (Spangenberg 1984, S. 25).

¹ Auch im anglosächischen Sprachgebrauch sind ähnlich problematische Begriffe üblich. So wird beispielsweise im Rahmen der strukturellen Familientherapie nach Minuchin (1979) von der „unter-organisierten“ Familie gesprochen. Skynner spricht von „deprivierten, unterprivilegierten und desorganisierten Familien“ (1978, S. 277).

2 Struktur und Interaktion

Fachkräfte mit Erfahrung in der Arbeit mit diesen Familien wissen, daß sich Unterschichtfamilien sehr unterschiedlich zeigen können. Wenn auf diese Familien geschaut wird, lassen sich m. E. zwei große Gruppen unterscheiden. Zum einen sind es Familien, die man mit dem Motto „arm, aber ehrbar“ umschreiben könnte. Es sind zumeist einkommensschwache Familien, die viele der angeführten soziologischen Merkmale erfüllen. Schaut man auf die Struktur und die Interaktion dieser Familien, so fällt auf, daß sie über ausreichende, dauerhafte Beziehungen innerhalb der eigenen erweiterten Familie und des sozialen Umfelds (Nachbarschaft, Kirchengemeinde, Vereine usw.) verfügen. Diese Familien sind Teil eines mehr oder minder engen informellen Netzwerks, dessen Zentrum tragfähige Beziehungen besonders auf der ersten und zweiten Generationsebene bilden. In der Regel hilft man sich selbst oder gegenseitig und nimmt Abhängigkeit schaffende Staatsleistungen nur ungern bzw. möglichst nur vorübergehend in Anspruch. Auch wenn diese Art Unterschichtfamilien ggf. randständig und sozioökonomisch unsicher leben, können sie mit dem skizzierten Netzwerk meistens eigenständig existieren. Erst wenn ihre Selbsthilfepotentiale erschöpft sind, wenden sie sich an öffentliche Instanzen.

Es ist erstaunlich und beeindruckend zugleich, wenn man miterleben kann, welche speziellen Stärken und Fähigkeiten diese Familien in ihrer Lebenswelt entwickeln konnten. Es zeigt sich in unterschiedlicher Ausprägung

- eine auffallende Orientierung auf das Hier und Jetzt, verbunden mit der Fähigkeit, unangenehme Sachverhalte einfach ausblenden zu können;
- eine sehr klare, zum Teil auch drastische Sprache, die sich nicht in Andeutungen, Hinweisen und Taktieren ergeht, sondern oft sehr direkt auf den Punkt kommt;
- ein gewisser respektloser Witz bzw. ein lebensbezogener Humor,
- die Fähigkeit, schnell in Rage zu geraten, aber genauso schnell wieder vergessen und vergeben zu können,
- eine gewisse gruppen- oder schichtbezogene Solidarität, die den Dazugehörigen Verständnis bis hin zu konkreter Unterstützung erfahren läßt,
- eine das Leben in seiner augenblicklichen Situation annehmende, optimistische Grundhaltung, die es möglich macht, auch bei größeren Katastrophen erstaunlich gut überleben zu können.

Ich behaupte, daß nicht diese Familien gemeint sind, wenn von frustrierenden Erfahrungen in Supervisionen und Fortbildungen berichtet wird. Wenn Geschichten erzählt werden, wie langes, geduldiges Engagement immer wieder enttäuscht, wie manchmal hart erarbeitete kleine Fortschritte in großen Rückschritten enden.

Es ist vielmehr eine zweite Gruppe von Familien, die Helferinnen und Hel-

fern häufig das Leben schwer machen. In Ermangelung eines eindeutigen, klar umrissenen Begriffs umschreibe ich diese Untergruppe von Unterschichtfamilien als „Familien mit permanenten, häufig stagnierenden Helfersystemen“.²

Diese Familien zeigen ebenfalls viele der oben angeführten Merkmalen, haben also auch ihre offenen und verdeckten Stärken. Hinzu kommen jedoch noch für Beraterinnen und Berater problematische Kennzeichen wie

- längere, zum Teil langjährige Erfahrungen mit staatlichen und charitativen Einrichtungen in Form von Betreuung, Unterstützung und Kontrolle, konflikthafte Erfahrungen/Beziehungen zu Instanzen mit Schutz- und Kontrollfunktionen (z. B. Polizei, Gerichten, Jugend- und Sozialamt, Schule),
- verinnerlichte Abhängigkeit von staatlichen Leistungen (z. B. Sozialhilfe, Alhi/Alge), teilweise generationsübergreifend und verbunden mit einer ausgeprägten Anspruchshaltung,
- divergierende Wert-, Norm- und Moralvorstellung, beispielsweise Akzeptanz von Schwarzarbeit bei laufendem Sozialhilfebezug, Verschleierung/Manipulation bei Ämtern u. ä.,
- chronische Überschuldung.

Bei diesen Familien zeigt sich meistens ein soziales System, in dem

- der Mann/Vater sehr randständig zu sein scheint oder ganz fehlt bzw. häufig wechselt und daher kaum eine Partnerschaft gelebt wird,
- die Familie häufig unvollständig ist und sofern die Familie formal vollständig ist, sich oft eine schwierige Elternbeziehung zeigt,
- eine „nicht-existierende“ Großmutter als Mutterersatz wirkt,
- häufig ein Kind „parentifiziert“ (sog. Eltern-Kind) ist,
- Alkohol und/oder Drogen eine wichtige Rolle spielen,
- Gewalt gegen Frauen und Kinder häufig vorkommt,
- die basale Versorgung der Kinder unsicher ist,
- die Macht der Eltern verwirrend wirkt: einerseits erscheinen sie allmächtig, andererseits oft ganz ohnmächtig,
- häufig das geschwisterliche Subsystem eine übergroße Bedeutung hat mit der Tendenz, die Kontrolle der Eltern zu erschweren oder zu verhindern.

Als zentrales Abgrenzungskriterium dieser Art Familie kann angeführt werden, daß sie im Regelfall nicht aus eigener Initiative beraterische oder therapeutische Hilfe sucht. Wie anhand vieler Fallbeispiele gezeigt werden kann, sind diese

² Peter Reder (1985) nennt diese Familien im Englischen „Multi Agency Families“. Dieser meines Erachtens treffende Ausdruck ist in die deutsche Sprache nicht passend übertragbar. Conen nähert sich dem an und spricht in ihrem Fortbildungsprogramm 2002 von „Multi-Services-Familien“.

Familien – oft schon über Generationen – im stetigen Umgang mit unterschiedlichen Helfersystemen vertraut, so daß auch gesagt werden kann, daß diese Familien scheinbar nur mit und gleichzeitig gegen diese sozialen Helferinnen und Helfer existieren können.

Ein zentrales Strukturmerkmal dieser Familien ist, daß sie nicht nur eine Massierung sozialer Probleme zeigen und nicht in der Lage scheinen, diese zu lösen, sondern zusätzlich die Tatsache, daß die sozialen Instanzen unfähig zu sein scheinen, diese Familien bei der Lösung ihrer Probleme adäquat zu unterstützen.

Verkürzt kann man sagen: „Familien mit permanenten, häufig stagnierenden Helfersystemen“ haben Probleme, weil sie kritische Situationen nicht angemessen bewältigen können, und sie machen öffentlichen Instanzen massive Probleme, weil sie nach vorherrschenden Normen und Werten auffällig werden, ohne das dies über die Zeit nachhaltig beeinflußbar zu sein scheint.

3 Muster der Kommunikation

Die spezielle Art und Weise der Kommunikation dieser Familien haben schon viele professionelle Helferinnen und Helfer zur Verzweiflung gebracht, da ihre Kommunikation häufig chaotisch, undiszipliniert und destruktiv erscheint. Dennoch ist es möglich, Muster zu beobachten und zu versuchen, ihren (verborgenen) Sinn zu verstehen.

Die Kommunikation ist oft gekennzeichnet durch

- fehlendes wechselseitiges Zuhören,
- größere Lautstärke setzt sich gegenüber Inhalt durch,
- ständige Machtkämpfe um Redeanteile („dran sein“),
- kein Thema wird zu Ende geführt, kaum etwas geklärt, daraus erwächst die „Meisterschaft“ im schnellen Themenwechsel,
- den Fakt, daß Gewalt oft wichtiger ist als Wissen,
- die Bedeutung der Beziehung, um die sich alles dreht. Die Inhalte werden meist vernachlässigt.

In Anlehnung an Minuchin (1967, 1979) können diese Familien idealtypisch wiederum in zwei Gruppen unterteilt werden: die sog. verstrickten Familien und die losgelösten Familien.

Bei den verstrickten Familien (enmeshment) könnte das Familienmotto lauten: „Mutter hat alles in der Hand“, d. h. die Kinder (und der Mann) sind nie verantwortlich. Außerdem zeigt sich keine Paarbeziehung auf der Erwachsenen-ebene. Der für die Helfer in der Regel abwesende Vater, Stiefvater oder Lebensabschnittsgefährte spielt im Familienleben keine erkennbare positive Rolle. Die Mutter kämpft nach außen zeitweise wie eine Löwin um und für ihre Kinder,

verweigert sich aber bei Überforderung nach innen und scheint ihren Kindern weder ausreichenden Schutz noch hilfreiche Grenzen bieten zu können.

Bei den losgelösten Familien (disengagement) scheint die Devise zu sein: „Mutter (die Eltern) sind nicht zuständig (verantwortlich) für das Verhalten ihrer Kinder.“ Für Beobachter leben alle Mitglieder scheinbar wie nebeneinander her. Es gibt wenig Gemeinsames und kaum Verbindendes. Alle Familienmitglieder scheinen darauf bedacht zu sein, möglichst den eigenen Vorteil zu wahren und sich in bezug auf die anderen nicht festzulegen.

Die Kommunikation in diesen Familien scheint regellos, folgt aber bei genauem Hinsehen mehr oder minder unbewußten Mustern. Minuchin (1979) spricht vom „Tanz der Familie“. Obwohl die Muster des jeweiligen Tanzes einer losgelösten Familie scheinbar unendlich variieren können, lassen sich doch einzelne Hauptthemen benennen. Sie drehen sich meistens um die Aspekte: Wer hat hier die Macht und das Sagen? Mit wem kann ich momentan für meine Interessen gegen wen koalieren? Sowie: Ich will alles bekommen – ich muß alles geben! Auffallend ist, daß die meistens Interaktionen nach einem Alles-oder-nichts-Muster zu funktionieren scheinen.

4 Die Situation der Kinder

Da die Erwachsenen in den Familien nicht immer und oft nicht ausreichend für das Wohlergehen der Kinder sorgen, zählen diese Familien für vielzählige Helfersysteme und zentral für die des Jugendamtes zur „Dauerkundschaft“³. Über das Wächteramt gemäß Artikel 6 GG stehen häufig das Jugendamt oder vom Jugendamt beauftragte und bezahlte Fachleute in Kontakt mit diesen Familien. Aus den angeführten Strukturmerkmalen, die wiederum die Begründung und Rechtfertigung für die zum Teil einschneidenden Maßnahmen und Interventionen der Jugendhilfe liefern, ergeben sich weitreichende Konsequenzen für die Entwicklung der betroffenen Kinder.

Wir können feststellen, daß ein strukturelles Charakteristikum solcher Familien für die betroffenen Kindern wie auch für die Helfersysteme darin besteht, daß einerseits die Unbeständigkeit und daraus resultierend die mangelnde Vorhersehbarkeit sehr groß ist. Dies stellt für die Entwicklung der Kinder und die Arbeitsbeziehungen der Helfenden ein riesiges Problem dar. Für die jüngeren Mitglieder eines solchen instabilen Familiensystems erwachsen daraus unter Umständen weitreichende Probleme: Beziehungen in ihrer kleinen Welt werden als nicht stabil erlebt. Sie erleben statt dessen häufig Extreme. Phasen von kurzzeitiger Überbehütung und Verwöhnung (z. B. Zahntag beim „Sozi“) und eventu-

³ Es besteht wohl wenig Zweifel daran, daß die Jugendämter mit der vorhandenen dauerhaften „Kundenbindung“ dieser „Kunden“ mehr als unzufrieden sind.

ell längerfristiger Vernachlässigung wechseln abrupt. Resultat solcher Erfahrungen ist in der Regel unter anderem ein diffuses Selbstwertgefühl und mangelndes Vertrauen in Beziehungen. Diese Kinder entwickeln häufig eine Art „Hunger nach Kontakt“. Einerseits erscheint dieser oft „grenzenlos“ (sie zeigen kein Gespür für Distanz), andererseits kann Kontakt aus scheinbar nichtigem Anlaß ganz schnell in Aggression umschlagen.

Mit der Zeit entwickelt sich bei vielen dieser Kinder eine Ausprägung eines spezifischen kognitiv-intuitiven Stils: die Fähigkeit, auch kleinste Signale im Verhalten von Erwachsenen sehr schnell zu erfassen und zu reagieren. Die Kinder scheinen ständig auf der Hut zu sein und ihre Aufmerksamkeit überall zu haben. Eingeschränkt wird damit die Fähigkeit, sich einer Sache in Ruhe widmen und einer ausdauernden Beschäftigung nachgehen zu können (Zeitfaktor) sowie die Fähigkeit, sich mit abstrakten Themen zu befassen, die Konzentration erfordern (Inhaltsfaktor).

Daraus erwachsen später u. a. die bekannten Schulprobleme im Verhaltens- und Lernbereich (Hennig u. Knödler 1998). Bedingt durch die Erschwernis, sich symbolisch auseinandersetzen zu können, durch ungenügendes Aufmerksamkeits- und Ausdauervermögen sowie durch Versagens- und Unzulänglichkeitsgefühle entwickeln sich bei den Kindern Ängste, die hinter einer lauten Fassade weggesteckt werden, aber innerlich blockieren. In späteren Schuljahren erfolgt die Kontaktaufnahme zu Lehrkräften häufig über Provokation. Ziel dabei ist der Versuch, mehr Kontrolle über die verunsichernde Situation zu gewinnen. Im negativen Kontakt erleben diese Kinder mehr „Sicherheit“, da diese Situationen viel vertrauter, quasi „wie zu Hause“ erlebt werden. Es besteht die Gefahr, daß sich ein Teufelskreis zwischen nicht angemessener Kontaktaufnahme, Konflikten und Kontaktabbruch einspielt, der nicht selten mit einer Sonderschuleinweisung endet.

Eine weitere Schwierigkeit für diese Kinder ergibt sich aus den Folgen ihrer faktischen Erziehung in der Familie. Sie kann vereinfacht als sog. Ampel-Erziehung bezeichnet werden. Dabei zeigt diese Ampel überwiegend nur die Farbe Rot. Es heißt dann barsch: „Laß das!“, oder „Laß das, oder ...“, bzw. „Tu das nicht, sonst ...!“. In aller Regel gibt es keine Begründung für eine Weisung oder ein Verbot. Das Kind erhält zwar häufig situativ Ge- und Verbote, jedoch selten oder nie gültige, nachvollziehbare Normen oder Werte vermittelt und erklärt, aufgrund derer es auf Zeit und Dauer sozial erwünschtes Verhalten regulieren und internalisieren könnte.

Daraus folgt, daß eine erzieherische Wirkung nur bei direkter Kontrolle gegeben ist, d. h. nur in Anwesenheit der Mutter oder anderer relevanter Erwachsener. Anders herum: Die Abwesenheit der Mutter bedeutet häufig in der konkreten Situation das Fehlen von gültigen Normen! Dies erklärt u. a. die oft vorkommenden Grenzübertretungen dieser Kinder, wenn sie sich nicht beaufsichtigt fühlen.

Auch lernen diese Kinder kaum, daß Konflikte auch mit verbalen Mitteln beigelegt werden können. Physische Stärke hat Vorrang vor Argumenten. In ihren Kontexten sind daher sprachliche Auseinandersetzungen und Klärungen die Ausnahme. Ausgehend von diesem Defizit wundert es nicht, daß sie beispielsweise in der Schule verbal stärkeren Kindern gegenüber zur Stärke körperlicher Mitteln greifen, um ihre verbale Schwäche zu kompensieren.

Ein weiteres Merkmal dieser Kindern ist häufig ein eingeschränkter Gefühlsausdruck. Dieser resultiert zumeist aus einem Prozeß fehlender Objekt Konstanz in frühen Jahren, wodurch kein ursprüngliches Vertrauen entwickelt wird.⁴ Wird dieser Prozeß massiv durch Deprivationserfahrungen belastet, kann sich kein ausreichendes Selbstwertgefühl beim Kind entwickeln. Gleichwohl eignen sich die Kinder Bewältigungstechniken für ihre sozialen Zusammenhänge an, die aus der Beobachterposition häufig als problematisch beschrieben werden. Über ihren Alltag werden diese Kinder daher im Laufe der Zeit sehr erfahren im Verheimlichen, Täuschen, mit kleinen Erpressungen, um in der allgemein unsicheren Situation die eigene Bedürfnisbefriedigung zu sichern. Hier ausschließlich mit mittelschichtorientierten Normen und Werten zu reagieren, bedeutet, die Lebenssituation der Kinder nicht in ihrer vollen Tragweite zu berücksichtigen.

5 Zugang finden

Es ist bekannt, daß diese Familien mit langer Erfahrung im Umgang mit Vertreterinnen sozialer Instanzen wie dem Jugendamt traditionelle Beratungs- und Therapieangebote schlecht annehmen (Conen 1996b). Es gab und gibt vielfältige Versuche, Schwellenängste durch sog. niederschwellige Angebote zu kompensieren. Nachhaltige Erfolge wurden eher nicht erzielt. Eine Schwierigkeit dabei besteht möglicherweise darin, daß nicht die Betroffenen selbst definieren, was sie unter niederschwellig verstehen würden. Es führt aber m. E. am Kern des Problems vorbei, wenn nur auf die niedrigen Schwellen der Eingangstüren der Helfersysteme geschaut wird.

Ich halte es für wichtiger, auf die Motivation der Familien zu schauen. Vereinfacht kann gefragt werden: Können diese Menschen nicht oder wollen sie nicht? Je nach Beantwortung dieser Frage ergeben sich völlig andere Haltungen und Herangehensweisen. Drei Fragen können helfen, zu einer klareren Einschätzung im Einzelfall zu gelangen:

Gibt es ein objektives Defizit in der Infrastruktur? Dies ist die Frage, ob es vielleicht einen Mangel an Einrichtungen in der Region gibt. Mangelt es diesen

⁴ Zur Frage der Bedeutung von Objekt Konstanz im Säuglingsalter und zur altersgemäßen Entwicklung von Kleinkindern siehe Kegan (1982), von Schlippe et al. (2001).

Menschen an Wissen? Dies ist die Frage, ob eventuell das Wissen um die Existenz von entsprechenden Beratungsstellen vor Ort fehlt. Mangelt es eher an Fähigkeiten? Dies ist die Frage, ob vielleicht ein Nicht-Wissen vorliegt, wie eine Kontaktaufnahme möglich wäre bzw. ob es an Kommunikationsfähigkeiten mangelt.

Können diese Fragen verneint werden, ist davon auszugehen, daß es sich hier um eine Entscheidung gegen Beratung handelt. Häufig wird eine Beratung nicht offen abgelehnt, sondern verdeckt. Es zeigt sich dann eine verwirrende Ambivalenz. Die Familien haben wenig Zeit, kommen nicht oder viel zu spät, müssen früher weg wegen eines Arztbesuchs, schweigen beharrlich oder fangen Streit an, d. h. sie verweigern eine konstruktive Mitarbeit.

Was sind nun die Hintergründe für die Ambivalenz oder Ablehnung? Folgende Möglichkeiten können in Betracht gezogen werden:

- *Klienten haben ein völlig anderes Problemverständnis.* Hier treffen eventuell bei Familie und Helferin völlig konträre Normen und Werte aufeinander. Das „Problem“, das die Helferin sieht, ist für die Klienten kein Problem.
- *Biographisch gesehen wurde Beratung als Bevormundung erfahren.* Beratung wurde nicht als hilfreiche Unterstützung, sondern als Vorstufe von Eingriffsmaßnahmen erlebt.
- *Es fehlt am notwendigen Vertrauen zur Veröffentlichung der eigenen Probleme.* Der private Bereich soll unbedingt geschützt bleiben. Beratung wird als unzulässiger Eingriff oder Kontrolle verstanden. Es besteht ein Mißtrauen gegenüber offiziellen Stellen im Sinne der Furcht vor Mißbrauch von Vertrauen oder mißbräuchlicher Verwendung von Informationen.
- *Angst vor Abwertung:* Schutz vor dem Gefühl, nicht kompetent zu sein. Beratung durch Fremde dokumentiert eigenes Versagen. Angst, sich nicht richtig ausdrücken zu können und mißverstanden zu werden.
- *Angst vor möglichen immateriellen Kosten:* Die Ahnung oder diffuses Wissen, daß auch eigenes Verhalten geändert werden muß, oder der Verlust von Sicherheit des vertrauten Problems droht. Wer weiß schon, was dann sein wird (Conen 1999)?

Schon einer dieser möglichen Gründe oder eine Kombination davon können bewirken, daß ein Zugang zu einer Familie nicht möglich scheint. Zugang in einem umfassenderen sozialen und psychologischen Sinn ist mehr als nur Kontakt. Natürlich haben Mitarbeiter/-innen von Jugendämtern genügend Druckmittel in der Hand, um in Kontakt zu kommen. Aber das heißt nicht unbedingt, daß sie auch Zugang haben.

Zugang zu einer Familie zeigt sich in der Auf- und Annahme durch die Familie, d. h. ihrer Bereitschaft, sich in Teilbereichen in die Karten schauen zu lassen, in erfahrbarer Kooperation und einem gewissen Maß an Konflikt- und Frustrationsbereitschaft im Kontakt. Wird ein solcher Zugang einer Helferin ge-

währt, ist es zweitrangig, ob dies beispielsweise im Rahmen Aufsuchender Familientherapie bei der Familie zu Hause oder aber in einem Büro stattfindet.

6 Beratung und Kontrolle

Seit langem wird im Rahmen Sozialer Arbeit unter dem Stichwort „doppeltes Mandat“ das Spannungsverhältnis zwischen Beratung und Kontrolle thematisiert (Knieschewski 1978). Die dabei vertretenen Positionen divergieren sehr. So anerkennt beispielsweise Pfeifer-Schaupp (1995) einen „zweifellos vorhandenen Herrschafts-, Kontroll- und Zwangscharakter Sozialer Arbeit“ (S. 114) an, während Kron-Klees (1998) unter Berufung auf die Grundlagen des KJHG nur ein „waches Begleiten statt Kontrolle“ (S. 27) anbieten möchte.⁵

Auch im Rahmen systemischer Beratung und Therapie sind in den letzten Jahren neue Sichtweisen eingeführt worden. Wurde bisher für Psychotherapie im engeren Sinne der Gedanke an Kontrolle grundsätzlich verworfen, weil sie nicht mit dem Freiwilligkeitspostulat kompatibel schien (Ludewig 1992), so zeigen die Arbeiten von Conen (1999, 1996a) und Pleyer (1996) eine andere Sichtweise, nach der die systemische Arbeit unter Zwangskontexten unter veränderten Gesichtspunkten betrachtet werden kann. Wie Conen ausführt, hat sich eine „Art Zwei-Klassensystem“ von Therapeuten und Beratern gebildet. Die Kollegen der ‚ersten Klasse‘ arbeiten mit motivierten Klienten. Die Kollegen der ‚zweiten Klasse‘ arbeiten mit Klienten, die ‚unfreiwillig‘ mit ihnen zu tun haben und deren Umfeld einen erheblichen Veränderungsdruck auf sie ausübt“ (1999, S. 291). Zu diesen Klienten gehören sicherlich auch die meisten „Familien mit permanenten, häufig stagnierenden Helfersystemen“. Für sie gilt, daß im Rahmen sozialer Kontrolle Druck ausgeübt wird, um sozial unerwünschte Zustände oder Verhalten abzustellen. Werden Problembereiche wie Mißhandlung, Verwahrlosung, Vernachlässigung und anderes mehr öffentlich, wird in der Regel zunächst versucht, Hilfe anzubieten oder zu vermitteln. Conen (1999) beschreibt anschaulich, wie dann der Prozeß um die „richtige Definition des Problems“ (S. 292) geradewegs in einen Machtkampf führt. Da die ungleiche Machtverteilung zwischen den Betroffenen keinen offenen Kampf zuläßt, entwickelt sich meist eine Art Guerillakrieg. Klienten hören dann beispielsweise den Monologen der Helfer stundenlang geduldig zu, ändern aber nichts. Die Palette der kleinen, aber effektiven Sabotagehandlungen wie beispielsweise Termine vergessen, zu spät kommen, früher weg müssen, Mißverständnisse usw. sind hinreichend bekannt.

⁵ Entsprechende Prozesse gegen Sozialarbeiter/-innen in Osnabrück, Stuttgart und Dresden wegen Vernachlässigung ihrer Aufsichtspflicht beleuchten extreme Punkte dieser Problematik. Zur rechtlichen Einschätzung über die sog. Garantenpflicht siehe die Kontroverse zwischen Salgo und Mörserberger im SPI (2001).

Nicht selten entwickelt sich ein Problemsystem zwischen Helfern und Klienten, welches durch ein Mehr-vom-Selben-Prinzip geprägt ist. Auf der einen Seite findet sich dann dauernde Abhängigkeit, auf der anderen tiefe Frustration.

Was sich etabliert ist eine problematische Aufteilung zwischen „Verantwortungsnehmern“ und „Verantwortungsgebern“ (Pleyer 1996, S. 191). „Familien mit permanenten, häufig stagnierenden Helfersystemen“ – so kann in Anlehnung an Pleyer gesagt werden – sind perfekte Verantwortungsgeber in dem Sinne, daß sie in der Rolle der Zuversorgenden bleiben und in Beziehungen bevorzugt die Haltung der Nicht-Verantwortlichkeit einnehmen. Pleyer plädiert daher dafür, Zwang und Freiwilligkeit nicht als „einander ausschließende alternative Zustände“ zu betrachten. Er bietet statt dessen ein Bild an, wonach „man Zwang als schützenden Zaum versteht, der Freiwilligkeit umgibt“ (1996, S. 191).

In diesem Sinne will Conen durch das spezielle Angebot „Aufsuchende Familientherapie“ (1996b) in die festgefahrene Dyade Jugendamt-Klientensystem etwas neues „Drittes“ (Simons 1993) einbringen, um die problematische Triangulation der Beratung (Hilfe) zwischen Jugendamt (soziale Kontrolle) und Klientensystem (keine Problemsicht) aufzulösen. Mit der Haltung „Wie können wir Ihnen helfen, daß Sie das Jugendamt in Ruhe läßt?“ wird versucht, erfolgreich eine gemeinsame Problemdefinition zu ermöglichen. Gelingt dies, steht nicht mehr die Frage der fehlenden Freiwilligkeit als Barriere zwischen Helfersystem und Familie. Die Übernahme einer ähnlichen Haltung wäre für Erziehungsberatungsstellen denkbar und nützlich, die immer wieder mit Überweisungen von solchen Familien durch die Jugendämter konfrontiert sind.

7 Das Schiff auf dem richtigen Kurs halten

Provokativ kann gesagt werden, daß es diese Familien nur so gibt, weil auf der anderen Seite auch Helfersysteme existieren, die perfekt ins Spiel integriert sind. Erstere reproduzieren durch ihre Problemlagen immer wieder die Daseinsberechtigung (und damit Einkommensmöglichkeiten) der zweiten. Zu beachten ist jedoch, daß diese Familien, teilweise seit Generationen sozialen und materiellen Deprivationsprozessen ausgesetzt, von der vermeintlich negativen Kontrolle möglicherweise insgeheim auch profitieren. Regelmäßig über Jahre mit Helfersystemen in Kontakt zu sein, die oftmals die stabilsten sozialen Beziehungen darstellen, heißt auch nicht ganz allein zu sein. In dem Versuch, eine ressourcenorientierte Haltung einzunehmen, vermitteln die Fachkräfte Wertschätzung, die andere Personen im sozialen Umfeld nicht so leicht aufbringen. Schließlich ist da häufig die biographisch gefärbte Erfahrung, daß man nur gesehen wurde und wird, wenn Probleme vorhanden sind. Schließlich wissen Klienten aus Erfah-

„wer für einen zuständig ist!“ Sie kennen die jeweilige Eintrittskarte, die genügt, um „sich eines Sozialarbeiters zu ‚bedienen‘ und ungefiltert alle nur denkbaren Wünsche, Beschwerden, Klagen, Fragen, Aufträge und Bedürfnisse an ihn oder sie heranzutragen, in und außerhalb der Sprechstunde oder auch telefonisch“ (Brandl-Nebehay u. Russinger 1995, S. 93). Wer würde hier freiwillig an die Stelle der zwar wohlwollenden, sich aber gern überflüssig machen wollenden Helferinnen und Helfer treten?

Es ist offensichtlich, daß auch bei einer systemischen Beratungshaltung die Frage des Settings durch die Arbeitsaufträge bestimmt wird. Eine Mitarbeiterin im Allgemeinen Sozialen Dienst hat bei ihren Hausbesuchen eine andere Ausgangslage als die Kolleginnen und Kollegen der Aufsuchenden Familientherapie oder einer Erziehungsberatungsstelle. Wenn wieder verstärkt Kolleginnen und Kollegen in Jugendämtern mit diesen Familie arbeiten müssen, so liegt dies u. a. auch daran, daß die vormaligen disziplinierenden Erziehungshilfemaßnahmen der Fürsorgerziehung weggefallen und Fremdplatzierung allgemein nicht mehr das beste Mittel der Wahl darstellen. Das dies vordergründig weniger mit der systemischen Idee der Unmöglichkeit erfolgreicher Instruktion, sondern mehr mit der desolaten Finanzsituation der öffentlichen Kassen zu tun hat, interessiert hier nur am Rande.

Es ist ein wesentliches Kennzeichen dieser Familien, daß meistens verschiedene Helfersysteme zeitgleich oder zeitversetzt mit derselben Familie arbeiten. Die unterschiedlichen Helfersysteme kooperieren in der Regel selten, was u. a. auch daran liegt, daß sie von einander wenig wissen. Es wird daher nebeneinander gearbeitet, in manchen Fällen leider sogar (gewollt oder ungewollt) gegeneinander. Viele dieser Familien sind sehr beratungserfahren, d. h. haben jüngeren Kolleginnen und Kollegen oft einen enormen Erfahrungsschatz voraus. Sie verfügen fast alle über eine „Meisterschaft im Auspielen“ und stellen mit ihren riesigen Beharrungskräften eine Quelle von Frustration und Resignation für Helferinnen und Helfer dar. Für Helfersysteme eines Jugendamts beispielsweise ist daher anzuraten, sich im Rahmen der Möglichkeiten um die zeitweilige Einnahme einer Meta-Position zu bemühen. Meta-Position meint hier das bewußte Innehalten, die Bereitschaft für eine Auszeit zur Reflexion. Im Rahmen behördlicher Beratungstätigkeit ist dies unter Umständen leichter gesagt als getan. Hektischer bis hin zu blindem Aktionismus oder Liegenlassen und nach Vorschrift arbeiten sind in behördlichen Systemen viel vertrauter und daher auch selbstverständlicher. Die Einnahme einer Meta-Position verspricht nicht nur eine fundiertere fachliche Arbeit, sondern stellt auch einen hervorragenden Selbstschutz gegen Aktionismus und Selbstausbeutung dar. Selbstorganisierte Reflecting Teams, kollegiale Beratung und externe Supervision können dabei wichtige Hilfen bieten, mit gutem Abstand die eigenen und fremden Positionen zu bedenken, um neue Handlungsspielräume und -schritte zu gewinnen.

Die nachfolgenden Ideen können abschließend vielleicht eine kleine Hilfe

darstellen, wie Beraterinnen und Berater für sich besser im Umgang mit diesen Familien sorgen können:

- *Eine Beratung nicht beginnen, wenn keine positive Sicht dieser Familie möglich ist.* Ohne eine Portion Sympathie und Akzeptanz für die Familie ist keine Akkommodation möglich. Ein Zugang bleibt durch die Familie verwehrt. Es ist daher hilfreich, für das „Joining“ viel Zeit einzuplanen. Die Familie wird all ihre Erfahrung nutzen, um die neue Fachkraft zu prüfen und gleich zu Beginn versuchen, wichtige Weichen zu stellen. Deshalb ist neben Freundlichkeit und Offenheit auch angesagt, sich nicht direkt instrumentalisieren zu lassen.
- *Notwendig ist die Bereitschaft, die positiven Dinge, die Stärken der Familie sehen zu können.* Üblicherweise wird dies als Ressourcenorientierung bezeichnet. Es sollte einleuchten, daß diese Familien bisher in der Lage waren, ihr Leben zu leben, was nicht ohne Einsatz von Ressourcen möglich war. Wichtig scheint mir der Hinweis, daß es helfen kann, auch diese Ressourcen von einer Meta-Position zu betrachten. Ressourcen in diesen Familien entsprechen zumeist ihrer Lebenswelt, sind daher häufig mit gesellschaftlich vorherrschenden Mittelschichtmaßstäben kaum oder gar nicht zu vereinbaren. Um hier einen guten eigenen Standort zwischen Anerkennung von spezifischen Stärken und Abwägung der Vertretung von gesellschaftlich geforderten Normen und Werten zu finden, empfiehlt es sich, eigene Positionen einem fachlichen Austausch auszusetzen (vgl. Bündler 2002).
- *Delegationen freundlich, aber bestimmt zurückgeben.* Interessanterweise geht der Zeitdruck zu Beginn einer Arbeit oft von der Familie aus, weil etwas in ihrem Sinne (sofort) erledigt werden soll oder muß. Deshalb sind sie häufig Meister der Delegation, d. h. lassen andere gekonnt für sich arbeiten. Was sich aber ggf. über Jahre entwickelt hat, wird – wenn überhaupt – bestimmt nicht in Wochenfrist von Helfern gelöst. Zu den in diesem Zusammenhang dazugehörigen Manövern gehören die Aussagen, daß entweder die vorherige Fachkraft viel engagierter und gewährender oder aber umgekehrt total schrecklich und inkompetent war, während man doch selbst nun so freundlich und hilfreich sei. In beiden Fällen ist das aus Sicht der Familie verständliche Ziel, mit Hilfe von Vergleich und Konkurrenz die Fachkraft zu verführen, aktiv zu handeln, d. h. anstelle der Familie tätig zu werden.
- *Wichtige Sachverhalte bewußt auswählen, d. h. nicht auf jeden Zug springen, der vorbeikommt.* Dieses Springen von einem Thema zum nächsten ist eine der Meisterdisziplinen der Familien. Helfer verlieren da fast immer. Die Familie agiert nicht so, weil die Sozialarbeiterin kommt, sondern weil sie immer so miteinander umgehen. Das dieser Stil aber hilfreich ist, um Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter schachmatt zu setzen, wird die Familie im Laufe der Jahre gelernt und kultiviert haben. Daraus folgt, möglichst konsequent bei einem gewählten Thema zu bleiben und trotz aller Schlaufen, Nebenschau-

- plätze, Störungen und Ablenkungen immer wieder darauf zurückzukommen! Dabei gilt es, die relevanten Dinge so konkret und deutlich an- und auszusprechen, daß sie verstanden wurden.
- *Stets kleine Ziele ansteuern, dabei aber das größere Ziel im Auge behalten* (roter Faden). Wenn die Arbeit mit diesen Familien auf längere Sicht erfolgreich sein soll, müssen die erreichten Erfolge auf das Konto der Familienmitglieder gehen. Nicht die (ggf. notwendigen) Leistungen der Beraterin sind entscheidend, sondern das gewachsene Selbstwirksamkeitsgefühl und damit verbunden das Selbstwertgefühl der Betroffenen. Dies erfordert jedoch Einsatz und Engagement. Es scheint mir ein verbreiteter Irrglaube, daß viele dieser Familien über eine kurze Zeit in die Selbständigkeit geführt werden können, weil oft nicht ausgemacht ist, ob diese von Helfern gedachte „Selbständigkeit“ überhaupt erwünscht ist. Von daher sollte die Auswahl der Ziele durch die Familie sehr gründlich, aber auch kritisch begleitet werden.
 - *Vorhandene Machtkämpfe entdecken, sich aber unbedingt heraushalten!* Erfahrene Familien lieben es, Helferinnen in die Schiedsrichter-Rolle zu locken oder gar zu drängen. Schneller als es recht ist, findet man sich auf der Seite eines Familienmitglieds wieder (häufig: bei der Mutter/Ehefrau, beim Kind). Unglücklicherweise verbessert dies weder die Kooperation mit den anderen Familienmitgliedern noch wird es letztlich gedankt. Folge von einseitiger Parteilichkeit ist immer der Verlust einer Meta-Position in der Arbeit mit der Familie. Dazu hilfswiese eine Anmerkung aus der Welt des Fußballs: Fühlt sich eine Partei im Spiel durch Manöver des Schiedsrichters benachteiligt, so ist dieser immer eine Flasche, die keine Ahnung hat. Im schlechtesten Fall sind sich zuletzt beide Parteien einig und verbünden sich in der Einschätzung, dieser Schiedsrichter sei unfähig. Schiedsrichter im Fußball zu sein ist meistens eine undankbare Aufgabe. Beraterinnen und Berater sind daher gut beraten, dieses durch die Rolle vorbestimmte Dilemma möglichst so zu meiden, wie der sprichwörtliche Teufel das Weihwasser.
 - *Sachverhalte, die nicht veränderbar sind, als solche akzeptieren.* Es geht schlicht um die Feststellung, daß es nur die Familie ist, die gute oder weniger gute Gründe finden muß, damit sie etwas verändert. Diese Gründe müssen durchaus nicht einer Eigenmotivation entsprechen, sondern können gesellschaftlich vermitteltem Druck entsprechen. Es bleibt aber dabei, daß die Erwachsenen in der Familie ihre Entscheidungen treffen und verantworten sollten. Sofern nicht gerade die Gesundheit oder das Leben eines Kindes davon betroffen ist, sind Helferinnen und Helfer gut beraten, zwischen den Ebenen der Entscheidungsträger gut zu unterscheiden. Nicht alles Wünschenswerte ist machbar.
 - *Eigene sinnvolle und notwendige Forderungen nicht diskutieren.* Es hat sich als hilfreich erwiesen, die eigenen Vorstellungen, Ansprüche und Forderungen sehr deutlich und unmißverständlich einzubringen. Erfolgreiche Prozes-

se zeichnen sich in aller Regel durch eindeutige und akzeptierte Spielregeln aus. Aus Sorge, daß der Kontakt abbricht, vermeiden Fachkräfte manchmal die Klärung eines notwendigen Konflikts. Wird aber in zentralen Punkten keine eigene Position bezogen, führt dies zur Gefahr, nicht mehr ernst genommen zu werden. Möchte man wirklich helfen, ist es unabdingbar, die Leitung des Beratungsprozesses in den Händen zu halten. Es schafft nur Unklarheiten und verwirrt die Hierarchie innerhalb der Familie, wenn die Fachkraft letztlich nach dem Spiel der führenden Familienmitglieder mittanz.

- *Klienten ernstnehmen.* Dazu gehört, die jeweilige Verantwortung für Teilziele oder -schritte genau zu klären. Dies beinhaltet auf Seiten der Fachkraft bestmögliche Information für die Familie, ausreichende Zeit für Diskussionen und Entscheidungsfindung. Sind die Entscheidungen jedoch durch die Familie getroffen, stehen die Familienmitglieder in der Verantwortung, ihren Teil dazu beizutragen, daß die gewünschten Ergebnisse oder Ereignisse nach Möglichkeit auch erreicht werden. Hier mogeln viele Familien gern und finden immer wieder Helferinnen und Helfer, die aus falsch verstandener Solidarität oder Konfliktscheu mitspielen. Wer hier nicht auf die Einhaltung von Spielregeln besteht, die auch eine offen vereinbarte Kontrolle über Absprachen und Aufgaben beinhalten sollten, hat meist verspielt.
- *Gut für sich selbst sorgen.* Helferinnen und Helfern in der Sozialen Arbeit wird immer wieder ein beruflicher Altruismus nachgesagt. Da es sich aber in erster Linie um eine bezahlte Berufstätigkeit handelt, sollte bei den eigenen fachlichen Überlegungen immer wieder beachtet werden, den Erhalt der Arbeitskraft sicherzustellen. Dies meint im Kern die Sicherstellung eines physischen und psychischen Wohlergehens auch während der Arbeitszeit. Hilfreiche Mittel dafür sind erfahrungsgemäß das persönliche Nachdenken, der regelmäßige Austausch und die gemeinsame Reflexion mit Kolleginnen und Kollegen, die Hilfe durch externe Supervisionsprozesse sowie die Teilnahme an Fortbildungen. Aber auch im direkten Kontakt mit den Familien kann einiges geschehen. Wenn nicht mehr *für*, sondern nur noch *mit* der Familie gearbeitet wird, halten die eigenen Ressourcen länger. Wenn die eigenen Grenzen deutlich vermittelt werden und den Familien abverlangt wird, diese genauso zu respektieren, wie auch die Grenzen der Familie respektiert werden, ist viel für das eigene Wohlergehen getan.

Ob Sie es glauben können oder nicht: die Arbeit mit sog. Unterschichtfamilien kann tatsächlich Spaß machen und ist dabei nur an zwei Voraussetzungen geknüpft. Es bedarf zum einen der Bereitschaft, vorurteilsfrei in Kontakt zu treten. Menschen sind nicht determiniert und können daher anders agieren und reagieren als es unser Wissen und unsere Erfahrungen erwarten lassen. Zum anderen gehört ein gutes Maß an Selbstvertrauen und Klarheit über die eigene Rolle dazu, damit man von Unterschichtfamilien ernst genommen wird. Sind diese Vor-

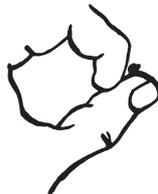
aussetzungen gegeben, erhält man im Kontakt einen Einblick und bedingten Zugang zu einer Lebenswelt, die entweder fremd ist oder die man vor längerer Zeit selbst verlassen hat. Erst auf Basis dieser von den Klienten zugestandenen Begegnungen kann sich eine durchaus konflikthafte, aber dennoch konstruktive und tragfähige Arbeitsbeziehung entwickeln, die Entwicklung ermöglicht. Diese Beratung ist dann nie steif und förmlich, aber vielleicht ungewöhnlich in den Aktionen, aber bestimmt nie langweilig.

Literatur

- Brandl-Nebehay, A.; Russinger, U. (1995): Systemische Ansätze im Jugendamt – Pfade zwischen Beratung, Hilfe und Kontrolle. *Zeitschrift für systemische Therapie* 13(2): 90–104.
- Bünder, P. (2002): Geld oder Liebe. Verheißungen und Täuschungen der Ressourcenorientierung in der Sozialen Arbeit. Münster: LIT.
- Clemenz, M.; Combe, A. (1990): Familien in schwierigen psychischen und sozialen Situationen („Multiproblemfamilien“). In: Clemenz, M. et al. (Hg.): *Soziale Krise, Institution und Familiendynamik*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 11–27.
- Conen, M.-L. (1996a): Aufsuchende Familientherapie mit Multiproblemfamilien. *Kontext* 27(2): 150–165.
- Conen, M.-L. (1996b): Wie können wir Ihnen helfen, uns wieder loszuwerden? Aufsuchende Familientherapie mit Multiproblemfamilien. *Zeitschrift für systemische Therapie* 14(3): 178–185.
- Conen, M.-L. (1999): Unfreiwilligkeit – ein Lösungsverhalten. Zwangskontakte und systemische Therapie. *Familiendynamik* 24(3): 282–297.
- Conen, M.-L. (2002): *Context-Institut für systemische Therapie und Beratung*. Berlin, S. 11.
- Gerlicher, K. (1977): Zur Anwendung von Familientherapie bei Unterschicht- und Randgruppenfamilien. In: Gerlicher, K. (Hg.) (1977): *Familientherapie in der Erziehungsberatungsstelle*. Weinheim: Beltz, S. 47–51.
- Goldbrunner, H. (1989): Arbeit mit Problemfamilien. Systemische Perspektiven für Familientherapie und Sozialarbeit. Mainz: Grünewald.
- Güttges, A. (1976): Zur Interaktion zwischen Randgruppenfamilien und Behörden am Beispiel der Familie W. In: Richter, H. E. et al. (Hg.): *Familie und seelische Krankheit*. Reinbek: Rowohlt, S. 102–110.
- Hanesch, W. (2000): *Armut und Ungleichheit in Deutschland*. Reinbek: Rowohlt.
- Hennig, C.; Knödler, U. (1998): *Problemschüler – Problemfamilien*. Weinheim: Beltz.
- Kegan, R. (1982): *Die Entwicklungsstufen des Selbst. Fortschritte und Krisen im menschlichen Leben*. München: Kindt.
- Klocke, A.; Hurrelmann, K. (Hg.) (1998): *Kinder und Jugendliche in Armut*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Knieschewski, E. (1978): *Sozialarbeit und Klient*. Weinheim: Beltz.
- Kron-Klees, F. (1998): *Familien begleiten. Von der Probleminszenierung zur Lösungsfindung*. Freiburg: Lambertus.
- Ludewig, K. (1992): *Systemische Therapie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Machann, G. (1999): *Flexible intensive Familienberatung. Ein Modell aufsuchender Be-*

- ratung in Vernachlässigungsfamilien. In: Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen (Hg.) (1999): Vernachlässigung von Kindern. Hannover: LJS
- Minuchin, S. et. al. (1967): Families of the Slums. An exploration of their structure and treatment; New York: Basic Books.
- Minuchin, S. (1979): Familie und Familientherapie. Theorie und Praxis der strukturellen Familientherapie. Freiburg: Lambertus.
- Oelschlägel, D. (1998): Sozial schwache Familien. In: Textor, M. R. (1998): Hilfe für Familien. Eine Einführung für psychosoziale Berufe. Weinheim: Beltz, S. 126–138.
- Pfeifer-Schaupp, H.-U. (1995): Jenseits der Familientherapie. Systemische Konzepte in der Sozialen Arbeit. Freiburg: Lambertus.
- Pleyer, K. H. (1996): Schöne Dialoge in häßlichen Spielen? Überlegungen zum Zwang als Rahmen für Therapie. Familiendynamik 14(3): 186–196.
- Reder, P. (1985): Milan in the East-End: Systemic Therapy with lower-income and Multi-Agency-Families. In: Dambell, D.; Drapper, R. (Hg.): Applications of systemic Family Therapy: The Milan Approach. Orlando: Grune + Stratton, S. 97–106.
- v. Schlippe, A.; Lösche, G.; Hawellek, C. (Hg.)(2001): Frühkindliche Lebenswelten und Erziehungsberatung. Die Chance des Anfangs. Münster: Votum.
- Simon, F.B. (1993): Unterschiede, die Unterschiede machen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Skygger, A.C.R. (1978): Die Familie. Schicksal und Chance. Handbuch der Familientherapie. Freiburg: Walter.
- Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e. V. (Hg.)(2001): Jugendämter zwischen Hilfe und Kontrolle. München: SPI.
- Spangenberg, N: (1984): Möglichkeiten und Grenzen familientherapeutischer Interventionen bei sog. Multi-Problemfamilien. Kontext 15: 24–66.
- Weins, W. (1983): Problemfamilien im Gemeindekontext. Stuttgart: Enke.

Anschrift des Verfassers: Dr. Peter Bündler, Dr.-Simons-Str. 3, 50679 Köln.



Maria Lindberg, *Time for Take Off*, 1996